

# Erfolgreiche Unternehmer sind meist Halbverrückte

Unsere Gesellschaft wird geprägt von Managern, Beamten und Rentiers. Getragen wird sie von risikobereiten Firmengründern



René Scheu

Unternehmer, wozu brauchen wir die denn? Die rhetorische Frage, die ich jüngst auf der Heimfahrt im Zug aufgeschnappt habe, ist symptomatisch für den Zustand allgemeiner ökonomischer Bildung. Wer so daherschwätzt, geht von Innovationen am Laufband aus, die keiner individuellen Leistung und folglich auch keiner individuellen Risikobereitschaft mehr bedürfen. Die Wirtschaft als Perpetuum mobile, Entwicklung als blosses Managementproblem - das ist nicht erst seit Karl Marx eine der grossen Phantasien der ökonomischen Moderne.

Wer heute «Unternehmer» sagt, denkt nicht an die Chefs von KMU und Familienbetrieben wie Acutronic, Sigvaris oder Thermoplan, sondern an die Manager grosserer anonymen Konzerne wie Nestlé, Novartis oder UBS. Doch diese Aktiengesellschaften gehören allen und niemandem. Ein klar zuordenbarer Eigentümer ist nicht auszumachen - weder eine einzelne Person noch eine Familie. Viele der hochdekorierten

Manager sind bloss anonymen Aktionären rechenschaftspflichtig, die sie nicht kennen, und anderen hochdekorierten Angestellten, die ihre Vorgesetzten sind. Sie handeln so, wie es die Regeln der hierarchischen Grossbürokratie erlauben, mit Verhaltenskodizes und Zielvereinbarungen. Der Ökonom Joseph Schumpeter verglich Denken und Handeln der Geschäftsleiter anonymen Grossunternehmungen bereits vor 70 Jahren mit jenem von Beamten.

In Wahrheit sind Manager und Unternehmer zwei völlig verschiedene Charaktere. Erstens: Der Manager kann seinen Job verlieren, während für den Unternehmer stets alles auf dem Spiel steht - sein Job, sein Vermögen, seine Reputation, seine Existenz. Zweitens ist ihre Motivation eine völlig andere. In den vielen Gesprächen mit Unternehmern ist mir klar geworden: Das Gewinnstreben, ein im Übrigen höchst ehrenhaftes Motiv, ist für sie nicht die treibende Kraft. Der Unternehmertypus ist das Gegenteil des Homo oeconomicus: Er arbeitet nicht, um seinen Nutzen zu maximieren. Und er arbeitet auch nicht, um ein leistungsloses Grundeinkommen zu generieren. Unternehmer sind keine Rentenbezüger, sondern schöpferische Gestalter - eine seltene Spezies von Halbverrückten, die ihr Geld in die Firma investiert haben, mit der sie verheiratet sind. Sie arbeiten, weil sie etwas schaffen, weil sie sich durchsetzen, weil sie der Welt den Stempel ihrer Ideen und Werte aufdrücken



Der Unternehmertypus ist das Gegenteil eines Homo oeconomicus: Er arbeitet nicht, um seinen Nutzen zu maximieren.

wollen. Sie leben nicht vom Unternehmen, sondern für das Unternehmen.

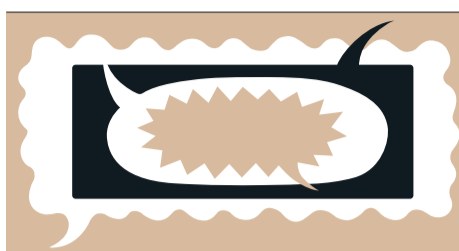
Nassim Nicholas Taleb, als Bestsellerautor selbst Unternehmer, unterscheidet in seinem Buch «Antifragilität» drei Handlungstypen. Seine Einteilung ist in ihrer Einfachheit die beste Verantwortungsethik, die ich kenne. Sie benutzt bloss ein Unterscheidungskriterium: *skin in the game*. Es gibt jene, die ihre Haut aufs Spiel setzen, um anderen zu helfen - sie tragen die Risiken, die anderen profitieren: Das sind die Heiligen. Es gibt jene, die auf eigenes Risiko handeln und im Falle des Erfolgs profitieren, wobei der Profit auch anderen zugute kommt: Das sind die Unternehmer. Und es gibt jene, die kaum persönliche Risiken tragen, dafür aber souverän über andere richten, von denen sie profitieren: Das sind die Phrasendrescher und Selbstdarsteller, zu denen Taleb - wohl zu Recht - auch die Publizisten zählt.

Unternehmer sind keine Heiligen. Aber sie ziehen auf eigenes Risiko den Karren, mit ihrem Gestaltungswillen, ihrem Mut, ihrer Risikobereitschaft. Kluge Bürgerinnen und Bürger und ihre politischen Exponenten tun deshalb gut daran, dem Engagement dieser Halbverrückten mit Wertschätzung zu begegnen - im Wissen darum, dass sonst selbst die frivolsten Schwätzer ein armseliges Leben führen müssten.

René Scheu ist Philosoph und Herausgeber des liberalen Magazins «Schweizer Monat».



ILLUSTRATION: CARLOPP



## Showdown

Pascal Hollenstein

Die Affäre um Unten-ohne-Aufnahmen eines Badener Politikers hat uns dieser Tage wieder einmal vor Augen geführt, wie segensreich es sein kann, nicht alles sehen zu müssen. Formgebung, Grösse, Aggregatzustand und Konsistenz des Aargauer Politikergemächts möchte man sich nicht einmal in Ansätzen vorstellen, geschweige denn auf einem elektrischen Lichtbild inspizieren. Es ist hier allen Beteiligten herzlich zu danken, dass uns wenigstens dies bisher erspart geblieben ist. Überhaupt scheint es uns mit Blick auf die mentale Volksgesundheit vernünftig, die gruseligsten Dinge in diesem Land fürderhin unter dem Deckel zu halten. Insbesondere die folgenden Dinge sind dem Bürger nicht zuzumuten:

- Aktuelle, vergangene sowie zukünftige Liebesaffären von «Rundschau»-Moderator Sandro Brotz einschliesslich Home-Stories.
- Dito Christoph Mörgeli.
- Die geplanten, angedachten, geprüften und erwogenen Volksinitiativen Numero 11 bis 33 der SVP sowie die ebenfalls angedachten, geprüften und erwogenen zugehörigen Durchsetzungsinitiativen Numero 11a bis 33a.
- Die Twitter-Kommentare Numero 30 000 bis 35 000 des Zürcher SVP-Kantonsrats Claudio Zanetti - das verschafft uns für rund eine Woche etwas Ruhe.
- Neue Rivella-Geschmacksrichtungen.
- Ansprachen von Johann Schneider-Ammann (Ausnahme: auf ärztliches Rezept bei Schlaflosigkeit).
- Jegliche Art von Bild- oder Tonaufnahmen von Politikern und Prominenten, die sich nach Aufrufen auf Facebook Kübel voller Eis über den Kopf leeren oder solcherart Schabernack ankündigen.
- Unterwürfige Auftritte von Politikern in Dienstagabendsendungen des Staatsrundfunks - selbst wenn diese mit geschlossenem Hosenladen erfolgen.

## TV-Kritik Von Katharina Bracher

### Zeitenwende im amerikanischen Humor – auf einem Schweizer Sender

The Tonight Show  
Joiz, 19. August, 22 Uhr

Lüften bitte! Nach mehr als zwei Jahrzehnten hat der 64-jährige Jay Leno im Februar das Moderationspult der legendären «Tonight Show» auf NBC verlassen. Die amerikanische Öffentlichkeit nahm dies erleichtert zur Kenntnis. Das Durchschnittsalter der Zuschauer hatte sich in geriatrische Höhen aufgeschwungen. Und während die Show Jahrringe ansetzte, verlor sie gleichzeitig politisches Gewicht. Man sehnte sich nach frischem Wind.

«Was für ein netter, junger Mann», schrieb die «New York Times» nach der ersten Show mit dem 39-jährigen Komiker Jimmy Fallon. «Kein schiefes Grinsen, keine ironischen Seitenhiebe», frohlockte die Zeitung. Nicht, dass Fallon der Show jemals zur alten Grösse verhelfen könnte - bis zu 50 Millionen Zuschauer hatte die Sendung in den neunziger Jahren, um die 4 Millionen sind es heute. Ein paar davon auch in der Schweiz, seit Joiz die Show verdienstvollerweise zeigt. Undenkbar, dass der Jugendsender sich dafür interessiert hätte, wäre Leno noch Moderator.

Fallon stammt aus dem Talentpool der Comedy-Show «Saturday Night Live» bei NBC und erlangte in den letzten Jahren mit Videoclips aus seiner eigenen Sendung



Er überredet die Stars selbst zum unvoreilhaftesten Unfug: Jimmy Fallon (rechts) mit Pierce Brosnan.

auch in Europa Bekanntheit. Ein Renner ist etwa die urkomische Nummer von Fallon und Komödiant Will Ferrell, die sich streiten, wer die engsten Hosen im Land trage.

Musik und Tanz sind wichtige Elemente in Fallons Humor. Beissende Ironie oder gar Zynismus gehen ihm ab. Er überredet Stars zum unvoreilhaftesten Unfug. Am Dienstag erschiess er im Computerspiel Schauspieler Pierce Brosnan als James Bond, der verzweifelt die Konsole knetet und unbeholfen von einem Bein aufs andere stakst, aber doch kläglich versagt.

Manche sprechen schon vollmundig von einer Zeitenwende im amerikanischen Humor: weg von Distanz schaffender Ironie, hin zu sympathisch-clownesker Comedy, über die auch Republikaner lachen dürfen. Hoffentlich nicht. Fallon ist eine Ergänzung, kein Ersatz für Politsatire. Und er erhält endlich eine Bühne von der Grösse, die seinem Talent angemessen ist.

## Grenzerfahrung

### Die stillere Kultur des Tessins



Marina Masoni

Die Spektakel auf den verschiedenen Tessiner Piazzes sind vorbei, die grossen Feste wurden gefeiert, das diesjährige Filmfestival von Locarno ist schon wieder Geschichte. Nun haben wir Zeit und Raum, um über die stilleren Kulturattraktionen nachzudenken. Sie sind weniger mondän, deshalb aber nicht weniger interessant und nicht weniger bedeutsam. Eine liegt dem deutschsprachigen Publikum besonders am Herzen: das Museum und der Park von Hermann Hesse in Montagnola, einem Ortsteil der Gemeinde Collina D'Oro.

Der grosse Schriftsteller (und Maler) deutscher Herkunft, der sich in der Schweiz eingebürgert liess, lebte an diesem herrlichen Ort im Tessin von 1919 bis 1930 zuerst in einer Mietwohnung in der Casa Camuzzi und später, von 1931 bis zu seinem Tod am 9. August 1962, in der Casa Rossa. Im exotischen Garten des ersten Hauses fand Hesse, jenseits der Hochns und Tiefs seiner existenziellen Angelegenheiten, eine fabelhafte Inspirationsquelle, auch für seine Bilder. Im Park seiner zweiten Residenz begann sich der Schriftsteller der Gartenarbeit zu widmen. In jenen langen Stunden der Ein-

samkeit in Tuchfühlung mit der Natur nahm - so erinnert sich sein Sohn - Hesses letzter, vielschichtiger Roman «Das Glasperlenspiel» Gestalt an. Das Werk erschien 1943 und trug viel dazu bei, dass ihm 1946 der Nobelpreis für Literatur verliehen wurde.

Das Museum Hermann Hesse wurde 1997 in der Torre Camuzzi realisiert, einem Gebäude, das sich unweit der Casa Camuzzi befindet. Seit 2000 von einer privaten Stiftung verwaltet, beherbergt das Museum eine Dauerausstellung; gezeigt werden dort persönliche Gegenstände, Fotografien, Bücher und Bilder des Schriftstellers. Die Stiftung organisiert auch Spezialausstellungen, Konferenzen, Konzerte, Filmabende, Lesungen, Spaziergänge im Park, Mal- und Schreibkurse und gibt Kataloge und CD über Leben und Wirken Hesses heraus. All diese Aktivitäten ziehen jedes Jahr Tausende von Kulturinteressierten an. Über die Orte aus Hermann Hesses Biografie sind zurzeit im Tessin lebhaft Debatten im Gang. Ein Bauprojekt, das einen Teil des Gartens beanspruchen würde, hat jüngst für Unruhe und Widerstand gesorgt. Es gibt Stimmen, die die öffentliche Hand dazu bewegen wollen, einen echten Literaturpark ins Leben zu rufen. Die Konfliktlinie ist bekannt: Ökonomie versus Kunst. Bleibt zu hoffen, dass sich die Präferenzen vereinbaren lassen und machbare Lösungen entwickelt werden. Dies ist im Interesse aller Beteiligten. Dazu braucht es bloss ein wenig Kreativität - und an der sollte es im Tessin nicht fehlen.

Marina Masoni ist Anwältin und ehemalige Staatsrätin des Kantons Tessin.